

[Greifswald, Mecklenburg-Vorpommern –
Sosa, bei Eibenstock, Erzgebirge –
Oberbrambach, Vogtland;
Sommer 1949]

Norbert Geipel

Das Wunder von Sosa

Mitunter nehme ich mir in den wenigen Stunden meines ausgefüllten Rentnerlebens ein Büchlein zur Hand, das vom Bau der Talsperre in Sosa berichtet. Es erinnert mich an die Zeit vor einem halben Jahrhundert, in der ich als zwanzigjähriger Student während der Sommersemesterferien für sechs Wochen von einem bettelarmen Studenten der Agrarwissenschaften zum gut verdienenden Talsperrenbauer avancierte. Noch heute erfüllt es mich mit Stolz, an dem Bauwerk mitgewirkt zu haben, das eigentlich schon um die Jahrhundertwende, dann in den zwanziger Jahren und auch zur Nazi-Zeit vielen Dörfern und Städten im Westerzgebirge eine sichere Wasserversorgung bringen sollte. Was Generationen nicht schafften, wurde Ende der vierziger Jahre mit Hilfe der aufbruchsbereiten Jugend der damaligen ostdeutschen Länder in nur zwei Jahren Bauzeit zum Wohl für die ganze Region vollendet.

Es war Sommer 1949. An der Greifswalder Universität, an der ich das zweite Semester hinter mir hatte, begannen die Semesterferien. Die Kommilitonen meiner Fakultät machten sich mit der Bahn, per Anhalter oder sonst irgendwie in Richtung des elterlichen Herdes ins Sächsische, Thüringische oder Brandenburgische auf den Weg. Manche blieben an der Küste, andere fuhren zu Verwandten in den Westen. Nur wenige suchten eine Arbeit, um sich für die Zeit

des weiteren Studiums etwas hinzuzuverdienen. Zu den Letzteren gehörte ich.

Ein knappes Jahr zuvor war ich aus dem obervogtländischen Dörfchen Oberbrambach mit 300 Mark Bargeld in der Jackentasche zum Studium in Greifswald angekommen. Seitdem war es mir weder zu Weihnachten noch zu den Ferien nach dem ersten Semester möglich, nach Hause ins Vogtland zu fahren. Das Geld für die sechshundert Kilometer Bahnfahrt war nicht aufzubringen. Meine mitgebrachte Barschaft war durch die monatliche Miete für meine Studentenbude, für das Notwendigste zum Leben, vor allem aber für Bücher schnell aufgebraucht.

Das geringe Stipendium konnte an meinem chronischen Geldmangel nicht viel ändern. Auch andere Varianten brachten keinen Ausweg. So verkaufte ich eine Zeitlang auf dem Schwarzmarkt der Stadt einen Teil meiner Butter-, Fleisch- und Zuckermarken zu guten Preisen. Das kostete mich zwar einige Kilogramm Gewicht, war aber unumgänglich. Zudem war es gefährlich. Zweimal entging ich nur mit Mühe der Razzia der Greifswalder Polizei, die den Schwarzmarkt überfallartig umstellte. Das erste Mal entwischte ich durch den Kordon der Polizisten. Das zweite Mal konnte ich mich gerade noch durch das offene Portal des altehrwürdigen gotischen Doms ins dunkle Innere verziehen, wo die Polizei aus Respekt vor den Kirchenoberen keine Recherchen anstellte.

Bei der dritten überraschenden Razzia erwischte es mich. Ich landete in der Amtsstube eines älteren grauhaarigen Polizeioffiziers. Schon als dieser mich zum Sitzen aufforderte, hatte ich das Gefühl, mit dem Alten könne man reden. Er nahm sich erstaunlich viel Zeit. Ich mußte den ganzen Hergang von meiner Arbeit auf dem Oberbrambacher Hangbauernhof bis zur Universität erzählen. Als ich über meine prekäre Finanzlage und das magere Stipendium sprach, hakte der Alte ein paarmal ein und machte sich Notizen. Unversehens stand er auf und sah mir fest in die Pupille, so als woll-

te er ein letztes Mal abwägen, ob ein professioneller Schieber vor ihm sitze oder nur einer, der es aus Not heraus versucht hatte, mit allerlei Geschäftchen zu Geld zu kommen. Dann schob er mir die requirierten Geldscheine und Lebensmittelkarten über den Schreibtisch zurück. Für ihn war das Delikt erledigt. Nebenbei knurrte er mich an, daß mein Dekanat von der Sache nichts erfahren würde. Allerdings stellte er dafür als Bedingung, am nächsten Tag nach Greifswald-Ladebow zu fahren, wo Leute gesucht wurden, die auf dem ehemaligen Versuchsgelände der Göringschen Luftwaffe Bombentrichter planieren und Blindgänger suchen, damit eine für Greifswald dringend notwendige Abwasserfläche entstehen könne. Ich bekam noch mit auf dem Weg, daß die Sache nicht ganz ungefährlich sei. Aber bisher seien keine Blindgänger hochgegangen und warum sollte das ausgerechnet bei mir passieren?

Die Arbeit in Ladebow glich die Ausfälle von nunmehr von mir zu meidenden Schwarzmarktgeschäften in etwa aus. Aber grundsätzlich änderte sich nichts an meiner verfahrenen Finanzlage. Kurzzeitig spielte ich mit dem Gedanken, beide Geldquellen anzupapfen. Aber ich entschloß mich, den Alten nicht zu hintergehen. Vertrauen gegen Vertrauen. Und es war gut so. Eines Tages kreuzte nämlich der alte Polizist wie zufällig in Ladebow auf, half mir beim Schippen, bis er nicht mehr konnte und erzählte so nebenbei, wie erfolgreich die letzte Razzia war.

Um so interessierter nahm ich nun einen Anschlag vor dem Hauptgebäude der Universität auf, wonach Studenten während der Semesterferien für den Bau an der Sosaer Talsperre gesucht wurden. Für mich war es beschlossene Sache, dorthin zu fahren. Ende Juni 1949 bestieg ich in Greifswald den Zug nach Berlin. Dort verbrachte ich eine Nacht im Tunnel des damals noch leidlich intakten Stettiner Bahnhofs, ehe es am Morgen über Leipzig und Plauen nach Hause ging. Vater, der mich vom Bahnhof abholte, drückte es fast die Tränen in die Augen, als er hörte, ich wolle schon tags darauf weiter zur

Talsperre nach Sosa. Er hatte sich für die Semesterferien so viel mit mir vorgenommen. Aber er begriff noch auf dem Heimweg, daß mir keine andere Alternative blieb. Die paar Scheine, die er für mich aufgespart hatte, wären ohnehin nur ein Tropfen auf den heißen Stein gewesen. Mutter begriff die Welt nicht mehr. Ein Jahr war ihr Ältester weg und einen Tag wollte er nur bleiben!

Mir schmeckten die Klöße und der Hasenbraten nicht, als sie mir immer wieder ins Gesicht sah. Wie gern wäre sie mit ihrem Jungen durchs Dorf gegangen, um all denen, die meinen Schritt belächelten oder als ungewisses Abenteuer ansahen, kund zu tun, daß einer von den nicht mit Reichtum gesegneten Geipels ein Studierter ist. Oft wurde Mutter nach mir gefragt. Sie schrieb mir davon. Auch darüber, daß sich einige Bauerntöchter nach dem Fortgang meines Landwirtschaftsstudiums erkundigten, darunter die Tochter eines gut-situierten Bauern, dessen Sohn im Krieg geblieben war und der nun einen passenden Burschen für den Hof suchte. Für Mutter stand nahezu fest, die Bauerntochter wäre eine gute Partie für mich. Sie stellte sogar Nachforschungen an, ob der Hof schuldenfrei sei und welche Pläne der Bauer mit seiner Erbin hätte. Es fiel mir schwer ihr zu sagen, daß mir der Sinn nicht nach tristen und öden Bauernklitschen stand, einer ähnlichen, wie ich sie vor einem Jahr verlassen hatte, als ich zum Studium ging.*) Außerdem sollten die Semesterferien vor allem dazu dienen, meine Finanzen aufzubessern.

Am Mittag des folgenden Tages war ich schon in Sosa. Allein der Weg von Eibenstock, wo ich mich anmeldete, bis nach Sosa ins Barackenlager war wie ein Weg in eine andere Welt. Die etwas dahindümpelnde, ruhige und gediegene Atmosphäre der Universitätsstadt Greifswald wurde nun abgelöst von einer hektischen Betriebsamkeit, vom Donnern schwerer Fahr-

*) Siehe meine Geschichte „Knecht sein wollte ich nicht“ in *Zeitgut Band 10* „Hungern und hoffen. Jugend in Deutschland 1945 – 1950.“

zeuge, den Detonationen der Sprengungen, aber auch den Liedern junger Leute, die mit ihren FDJ-Wimpeln zur Arbeit fuhren oder von dort kamen.

Ich gehörte zu den ersten Studenten, die nach Beginn der Semesterferien in Sosa anrückten. Das brachte mir wohl die Ehre ein, daß noch am selben Abend, als ich mein Barackenquartier bezogen hatte, der Jugendbeauftragte des Talsperrenbaues, sein Name war Siegfried Graupner, genannt „Siggi“, mich überraschend zu sich bestellte. Der Mann hatte sicherlich Wichtigeres zu tun, als mit mir zu plaudern. Aber wohl vor allem aus Interesse dafür, von welchem Schlag denn die studentische Nachkriegsjugend sei, nahm er sich die Zeit. Er schenkte mir erst einmal einen Klaren ein, eine Art Bergmannsschnaps, wie er auch bei den Uranern – also bei den im Uranabbau tätigen Bergleuten der Wismut AG – zu haben war. Da ich als Student aus Geldmangel mit harten Sachen wenig vertraut war, konnte ich gerade noch an mich halten, um mich nicht zu schütteln, so ordinär war das Zeug.

„Siggi“ grinste unverhohlen. Er erkundigte sich, wieviel Stipendium ein Student heutzutage eigentlich bekomme. Fast wollte er nicht glauben, daß ich mit 75 Mark auskommen

Bild recht: Die Talsperre Sosa wurde von 1949 bis 1952 im Höllengrund in der Nähe von Eibenstock im Erzgebirge zum Schutz vor Hochwasser und zur Trinkwasserversorgung erbaut. Die gekrümmte Gewichtsstaumauer aus Bruchsteinmauerwerk ist die letzte Staumauer dieses Typs, die in Deutschland errichtet wurde. Kurz nach Staatsgründung der DDR wurde im Rahmen des ersten Zweijahresplanes der Bau der Talsperre als erstes zentrales Jugendobjekt der FDJ umgesetzt. Er gilt angesichts der dafür benutzten einfachen Mittel bis heute als technisch bemerkenswert. Mit einfachen Arbeitsmethoden und schweren körperlichen Anstrengungen erschufen viele Tausend engagierte Freiwillige aus der ganzen Republik die dringend benötigten Trinkwasserreservoir im sächsisch-thüringischen Raum. Das Bauwerk erhielt den Beinamen „Talsperre des Friedens“. Der Bau wurde im Lied der Jugendbrigaden „Wir sorgten für Wasser in Sosa ...“ erwähnt und in dem DEFA-Dokumentarfilm „Kampf um Wasser“ 1950 verfilmt. Quellen: Wikipedia und DEFA-Stiftung.



mußte, wovon allein vier Zehner für die Zimmermiete abgingen. Auch die Geschichte mit dem Schacher von Lebensmittelkarten auf dem Schwarzmarkt, die ich ihm erzählte, nahm er geradezu unglaublich auf. Überhaupt hatte ich den Eindruck,

daß sich mein erfahrener Gesprächspartner in den Dingen des studentischen Nachkriegslebens nicht gerade gut auskannte. Umso sympathischer wurde mir der Mann, als er zu konkreten Angeboten kam. Ihm muß wohl deutlich geworden sein, daß zwischen dem vor ihm sitzenden Agrarstudenten und einem Talsperrenbauer in finanzieller Hinsicht Welten lagen. Obwohl mein Arbeitsbereich bei der Einstellung schon festgelegt worden war, schlug er mir vor, in der Bohrkolonne zu arbeiten, unten am Fels, wo in einigen Monaten die Staumauer gegossen werden sollte und wo mit dem Preßlufthammer für den Sprengmeister Vorarbeit zu leisten war.

„In wenigen Tagen hast Du Dich eingearbeitet. Die Jungs werden Dir helfen. Bald bist Du auf voller Leistung. Die Arbeit ist nicht die blanke Sahne, es staubt ständig, und das Bohren geht in die Knochen. Aber alle zwei Stunden ist eine längere Pause für die Sprengungen. In den sechs Wochen kannst Du mehr als 1000 Mark zurücklegen, wenn Du nicht alles versäufst. Aber das wird wohl nicht sein, das starke Zeug ist nicht Deine Sache, wie ich gemerkt habe. Die Verpflegung für die Bohrleute ist auch besser. Beides, gutes Essen und Geld, können doch wohl einem Studenten über das nächste Semester helfen.“ So kurz und auffordernd war die Auskunft. Ich willigte augenblicklich ein. Siggi versprach, alles am nächsten Tag durchzustellen, wie er sich ausdrückte.

Die sechs Wochen waren eine knallharte Zeit. Ich ahnte vorher nicht, worauf ich mich einließ. Mehr als einmal war ich nahe daran, die Knochenarbeit hinzuschmeißen und lieber zu Hause bei Vater und Mutter die Seele baumeln zu lassen. Nach jeder Bohrschicht war es mir, als würde der ganze Körper noch nachbeben. Jeden Morgen brauchte ich eine Viertelstunde, um mir den Steinstaub aus der Kehle zu husten. In den ersten beiden Wochen hatte ich noch Sinn für die abendlichen Kulturangebote, sofern ich nicht in der Spätschicht bohren mußte. Die Talsperrenleitung und die Leitung des Jugendobjektes organisierten Vieles für die Mann-



Sosa im Sommer 1949. Zwischen Sprengungen, Ausschachtungen und der Abfuhr der Felsen am Ort der künftigen Staumauer.

schaft des ganzen Objektes, wohl auch in der Absicht, die rauhen Kerle von der Flasche abzuhalten und sie statt dessen zu geistiger Auseinandersetzung mit der Vergangenheit und der neuen Zeit zu führen. Es fanden Diskussionsrunden zu politischen Fragen statt, Volkskünstler des Erzgebirges und Vogtlandes traten auf, Filme konnte man sehen. Ja, selbst ein Kampf von schwarzhäutigen Catchern war zu erleben. Für einen FDJler ein ungewöhnliches Erlebnis, denn vom Catchen hielt der neue Jugendverband nicht viel. Aber Sosa hatte seine eigenen Gesetze.

Mir wurde schnell klar, daß die harte und ungewohnte Arbeit auf die Dauer von sechs Wochen nicht mit abendlichen Nebenbeschäftigungen zu vereinbaren ist, zumal ich an den Sonntagen auch noch einige Zusatzschichten fuhr. So kroch ich dann in der zweiten Hälfte meines Sosaer Einsatzes nach



Unsere Lok und die Transportloren sind entgleist. Glück im Unglück: Ich brauche einen Tag nicht zu bohren und kann mich von der sehr anstrengenden Arbeit ein wenig erholen.

der Arbeit und dem Essen meist in die knarrende Kojе. Ich hörte nicht den Krach derjenigen, die von ihrer Schicht kamen, die von Veranstaltungen oder auch von der Sosaer Dorf-kneipe kommend in die Bude polterten. Ich war jeden Morgen wie gerädert. Meine Knochen und Muskeln fanden erst beim Bohren wieder ihre eigentliche Funktionsfähigkeit.

Am Ende meiner sechswöchigen Schinderei waren in meiner Geldtasche zweihundert Mark mehr, als mir Siegfried Graupner beim ersten Gespräch vorausgesagt hatte. Allerdings kostete mich das Unternehmen Sosa etwa fünf Kilo Gewicht. Siggі, den ich beim Abschied noch einmal aufsuchte, um ihm die Hand zu drücken, freute sich aufrichtig über meine deutlich aufgebesserten Finanzen. Er lachte lauthals heraus, als ich ihm sagte, das von den Zeitungen vielbeschriebene „Wunder von Sosa“ hätte ich zwar hautnah miterlebt,

aber das eigentliche Wunder wären für mich die vielen Scheine, die nun in meinem Jackett steckten.

So wie es das Sprichwort sagt, „der Teufel setzt seine Notdurft immer auf den großen Haufen“, so kamen mir die nächsten zwei Wochen vor, die ich noch zu Hause verbrachte. Mein finanzieller Höhenflug hielt an. Die Tage waren warm und feucht. Im Wald am nahen Wendling schossen die Pilze geradezu über Nacht aus dem Boden. Jeden Morgen vor Sonnenaufgang machte ich mich auf den Weg. Kurz vor Mittag war ich mit zwei Körben voll herrlicher Steinpilze wieder zurück. Schon am zweiten Tag der reichen Ernte hatte ich gemeinsam mit meinem elfjährigen Bruder heraus, wie aus den Pilzen am vorteilhaftesten Geld zu machen ist. Eines der im nahen Brambach liegenden Kurhäuser war zu jener Zeit mit russischen Kriegsversehrten belegt. Und die brutzelten gerne Pilze oder legten sie sauer ein, wie sie es von Weißrußland, Sibirien oder Karelien her kannten.

Bruder Heinz, von klein an ein Pfiffikus, besaß die Fähigkeit, nahezu auf Bestellung weinen zu können. Den Umstand nutzten wir aus. Von mir hatte der Kleine genaue Preisangaben. Der baute sich dann mit den Pilzkörben vor dem Kurhaus auf und bot die frische Ware an. Jedesmal wenn einer den Preis nicht zahlen wollte, flossen ihm die Tränen die Wangen herunter. Er nahm fast immer mehr ein als veranschlagt. So kam ich denn in den beiden letzten Wochen meiner Semesterferien zu weiteren dreihundert Mark Ersparnissen. Ich fuhr zurück nach Greifswald, nunmehr aufgestiegen in die Schicht der besserbemittelten Studenten der Landwirtschaftlichen Fakultät. Zu Beginn des neuen Semesters wurde ich ins Dekanat gerufen. Die Sekretärin teilte mit, daß ich und einige weitere Studenten fortan monatlich 100 Mark Stipendium abholen könnten. Ich hatte das gute Gefühl, der alte Polizist hatte an der Sache gedreht, konnte das aber nicht herausbekommen. Der Wohlstand war jedenfalls total.